

Personalisierung oder Entpersonalisierung?

Ein sozialtheoretischer Ansatz zur Analyse von Intellektuellen

Susanne Martin und Tilman Reitz

Beitrag zur Ad-hoc-Gruppe »Krise der Intellektuellen?! Intellektuellensoziologie in Zeiten von Experten, sozialen Bewegungen und Bloggern« – organisiert von Thomas Laux und Insa Pruisken

Neuere Arbeiten der Intellektuellensoziologie fordern einen Paradigmenwechsel: anstelle von *Personen* sollten *Interventionen* Untersuchungsgegenstand werden; eine Soziologie der öffentlichen Auseinandersetzungen und Deutungskämpfe sei die angemessene Form der Intellektuellensoziologie im 21. Jahrhundert (vgl. Collins 2003; Eyal, Buchholz 2010; Germer et al. 2013). Mit dieser Neuausrichtung, so die Befürworter/-innen, könnten mindestens zwei Probleme der traditionellen Intellektuellenforschung ausgeräumt werden: Erstens sei der Typus des klassischen Intellektuellen, der sich für universelle Werte öffentlich engagiert, längst eine anachronistische Figur. Seit Ende der 1980er Jahre könne nur noch sein Verschwinden diagnostiziert bzw. beklagt werden (vgl. Lyotard 1985). Zweitens folge eine in der Regel an charismatischen Ausnahmepersonen orientierte Forschung tendenziell dem medialen bzw. kulturindustriellen Verständnis von Intellektuellen, da Charaktereigenschaften, Tugenden oder schlicht Prominenz in den Vordergrund gerückt würden. Die Heroisierung von Intellektuellen sei die Folge, eine soziologische Analyse aber aufgegeben. Kurzum: der Paradigmenwechsel von Personen zu Interventionen scheint zeitlich und sachlich geboten, wenn nicht überfällig zu sein.

Wir wollen diese Forderung im Folgenden kritisch prüfen und gehen hierzu in drei Schritten vor: Zunächst werden wir den interventionsorientierten Ansatz kurz vorstellen und seine aus unserer Sicht problematischen Aspekte bzw. offenen Fragen benennen. Im zweiten Schritt konfrontieren wir ihn mit historischen Vorläufern, namentlich Antonio Gramsci und Michel Foucault, die die Auseinandersetzungen von Intellektuellen als Kampf um kulturelle Vorherrschaft bzw. im Kampf um Wahrheit bereits akzentuiert haben, in den angesprochenen Arbeiten aber bloß gestreift werden. Abschließend stellen wir einen Ansatz vor, der Personalisierung und Strukturanalyse nicht als »entweder-oder« auffasst: Intellektuellenforschung kann nach wie vor von Personen ausgehen, wenn man Denkmodelle herausarbeitet. Denkmodelle lassen sich als Verarbeitung gesellschaftlicher Erfahrungen, als Reaktion auf kulturelle und politische Konstellationen

tionen und Bedürfnislagen verstehen, die individualisiert, kollektiv oder durch wechselndes Personal repräsentiert werden können. Die Analyse von Denkmodellen, so unsere These, gibt die Figur des Intellektuellen nicht preis, verfällt aber auch nicht dem Personenkult, eben weil sie strukturelle Voraussetzungen, das heißt soziale, kulturelle und politische Kontexte einbezieht.

Interventionsorientierte Intellektuellenforschung

Gil Eyal und Larissa Buchholz haben 2010 eine Re-Interpretation einschlägiger Arbeiten vorgelegt, die aus ihrer Sicht allesamt dokumentieren, dass die Soziologie des Intellektuellen sich zu einer Soziologie der Interventionen verschiebt. Zwei Stränge bzw. Neuausrichtungen könnten dies verdeutlichen: Zum einen rücken »intellectual fields and markets« ins Zentrum der Analysen; untersucht werden vermehrt die *Bedingungen und Möglichkeiten* öffentlichen intellektuellen Wirkens. Zum zweiten wird die *Art und Weise* dieses Wirkens, werden die Verfahren, Entwicklungen und Effekte von Interventionen in den Blick genommen; die Frage also, *wie* sich intellektuelle Expertise öffentlich Geltung verschafft. Beide Stränge, so die Autor/-innen, bedeuten nicht nur eine enorme Erweiterung des infrage kommenden intellektuellen Personals und daher die Abkehr vom klassischen Einzel-Intellektuellen, sie demonstrieren vielmehr die Ent-Personalisierung der Intellektuellenforschung zugunsten von feldtheoretisch, wissenssoziologisch und diskurstheoretisch orientierten Analysen.

Daran anschließend formulierten Wissenschaftler/-innen der Intellektuellen-Forschungsstelle Oldenburg (2013) den neuen Analysegegenstand der Intellektuellensoziologie: Kämpfe um Deutungshoheit in der Öffentlichkeit; ihre Dynamik, ihr Verlauf, die sie bestimmenden kommunikativen Praktiken, Allianzen und vor allem Gegnerschaften. Vorgestellt wird ein Verlaufs- bzw. Eskalationsmodell intellektueller Kämpfe, das interessanterweise, entgegen der geforderten Ausrichtung auf Interventionen, den beteiligten Personen eine Hauptrolle zuweist. Fast kein öffentlicher Meinungskampf, so das Autorenteam, komme ohne klar identifizierbare Rivalen oder rivalisierende Lager aus. Die Personalisierung sei elementarer Bestandteil des Verlaufs intellektueller Kontroversen. Das verweist auf eine erste Schwierigkeit dieser Ansätze: Gerade wenn der Streit selbst, das Gegeneinander der Deutungen und klare Rivalitäten hervorgehoben und analysiert werden, geht dies kaum ohne die Kontrahenten, also die häufig prominenten Einzel-Intellektuellen oder Intellektuellengruppen, die den Streit öffentlich führen und repräsentieren. Ein alternatives Muster bilden allenfalls politische Lager, in denen Bezeichnungen wie »rechts« oder »links« die Namen ersetzen.

Eine zweite Schwierigkeit der skizzierten Arbeiten ist in der »Entgrenzung« oder unscharfen Bestimmung intellektueller Interventionen zu sehen. Fragt man wie Eyal und Buchholz vorrangig, wie Wissen und Expertise öffentlich wirksam werden, bleibt unklar, ob und worin sich intellektuelle Debatten von Expertendebatten und ob und worin sich Intellektuelle von Experten unterscheiden. Man kann darauf antworten, dass es keine Unterschiede (mehr) gebe, würde dann aber ein zentrales Merkmal intellektueller Praxis stillschweigend verabschieden: die Überschreitung zugewiesener Kompetenzen und Funktionen. Intellektuelle – wir erinnern uns – sind

dies »im Nebenberuf«, wie Jürgen Habermas (1987) formulierte; sie üben »inkompetente, aber legitime Kritik« (Lepsius 1964).

Wenn es allein auf die Form und den Verlauf der Kontroversen ankommt, wie die Oldenburger Gruppe nahelegt, stellt sich die Frage, worin sich die Deutungskämpfe der Intellektuellen von den flüchtigen und inhaltlich oft beliebigen Schaukämpfen professioneller Meinungsmacher unterscheiden. Sie stellt sich umso dringlicher, als die Autoren behaupten, dass es in intellektuellen Debatten keineswegs immer um die Klärung sachlicher Probleme gehe, sondern um die Praxis des Streitens selbst. Dies aber ist ein Hauptmerkmal des gegenwärtigen Medienintellektuellen, wie ihn zuletzt Stephan Moebius (2010) charakterisiert hat: inhaltlich nahezu irrelevant, aber streitlustig, polarisierend, öffentlichkeitswirksam. Zugespitzt formuliert besteht die Gefahr der an öffentlichen Kontroversen orientierten Analysen also darin, vorrangig die Praxis von Medienintellektuellen und Meinungsmachern abzubilden oder sogar zu ratifizieren.

Mit diesen kritischen Anmerkungen und offenen Fragen werfen wir einen Blick zurück auf die Vorläufer interventionsorientierter Ansätze, die zeigen, dass die Neuausrichtung so neu wie mitunter behauptet gar nicht ist.

Vordenker: Gramsci und Foucault

Die radikalste Gegenannahme zur Personenzentrierung hat wohl Gramsci formuliert: »Alle Menschen sind Intellektuelle«. Er fügt unmittelbar hinzu: »aber nicht alle Menschen haben in der Gesellschaft die Funktion von Intellektuellen« (Gefängnishefte, H. 12, §1, 1500), und bahnt so grundsätzlich den Weg zu einer Analyse dessen, was Intellektuelle in einer bestimmten Konstellation tun, leisten oder bewirken. Solche Funktionen müssen nicht gleich bleiben. In Gramscis Zeit konnte auch die konkrete Bestimmung des Intellektuellenbegriffs anders ausfallen als zu Zeiten Émile Zolas, Jean-Paul Sartres oder Judith Butlers. Große Namen und Personen spielen bei Gramsci kaum eine Rolle. Nimmt man als anders verorteten Zeitgenossen Karl Mannheim hinzu, wird rasch klar, warum: Was Intellektuelle als Gruppe auszeichnet, ist ihre Bildung, was sie gesellschaftlich leisten, ist die geistige Vertretung verschiedener Klassen bzw. die (mehr oder minder vermittelnde) Ausarbeitung von deren spontanen Weltansichten. Für Gramsci versuchen Intellektuelle so, einer Klassenposition Hegemonie, Führung oder Vorherrschaft im Kampf um die politische Deutungsmacht zu verleihen, für Mannheim haben sie stattdessen die Aufgabe, partikuläre Perspektiven wie die des Bürgertums und der Staatsbeamten in weniger einseitige Synthesen zu überführen. Beide Male kommt es jedoch nicht darauf an, dass sie als Einzelne herausragen bzw. etwas Unerwartetes tun, sondern dass sie Weltdeutungen eine politisch relevante Form geben. Das können auch Funktionäre in einer Partei oder sogar, um einen Gedanken Gramscis zu aktualisieren, Unternehmer wie Bill Gates oder Steve Jobs tun. Auch die von Eyal und Buchholz bevorzugten Expert/-innen wären hier einschlägig, wenn sie wie John Maynard Keynes, Milton Friedman, Elinor Ostrom und große Teile der Mainstream-Ökonomie mit ihrer Expertise politische Problemsichten und Lösungsansätze, Strömungen und Entscheidungen orientieren.

Gramscis Intellektuellenbegriff entspricht nicht dem heute geläufigen und auch nicht unserem beiläufig eingeführten Kriterium, dass Intellektuelle typisch ihre institutionell zugewiesene

Kompetenz überschreiten (wobei politisierte Lagen nicht immer klare Befugnisordnungen kennen). Doch auch solche Überschreitungen sind bereits unterhalb der Prominenzschwelle verortet worden – besonders in Foucaults Begriff der spezifischen Intellektuellen. Während ihm zufolge »allgemeine Intellektuelle« wie Sartre für alle sprechen, handeln spezifische Intellektuelle dort, wo ihre kognitiven Fähigkeiten praktisch gefragt sind: »in festgelegten Sektoren, an genau bestimmten Punkten, an die sie entweder durch ihre professionellen Arbeitsbedingungen oder durch ihre Lebensbedingungen (Wohnung, Krankenhaus, Irrenanstalt, Labor, Universität, die familiären oder sexuellen Beziehungen) versetzt wurden« (Foucault 1977: 145). Genauer *widersetzen* sie sich den funktionalen Anforderungen ihres Kontextes; darauf deuten zumindest Beispiele wie Robert Oppenheimer und Stichworte wie Revolte. Der so zu umreißende Kampf ist immer zugleich einer um die herrschenden Formen von Wahrheit (mitsamt Expertise und Definitionsmacht) und um die konkrete Gestaltung geistig geschulter Praxis. Spezifische Intellektuelle müssen nicht bereits eine Rolle in der Öffentlichkeit spielen, sondern überhaupt nur eine kognitive Funktion haben, die sie subversiv oder oppositionell neu bestimmen.

Es lohnt, an die Ansätze Gramscis und Foucaults zu erinnern, weil sie auf zwei Dimensionen verweisen, die in den Analysen zur Struktur und Verlaufslogik intellektueller Interventionen nicht mehr vorgesehen zu sein scheinen: Die (aufgebrochene) institutionelle Einbettung intellektuellen Handelns und seine Funktion für andere gesellschaftliche Kräfte als die Intellektuellen selbst. Diese beiden Dimensionen sollte wohl jede soziologisch satisfaktionsfähige Intellektuellenforschung im Blick haben. Der Rekurs auf Gramsci und Foucault zeigt aber auch, dass sich der Typus der Intellektuellen in einem solchen Rahmen dann ganz verschieden bestimmen lässt. Man kann in einer politisierten Zeit wie den 1920/30er Jahren vorrangig Partei-, Klassen- oder Bewegungsinellektuelle analysieren, die kollektiv im politischen Deutungskampf stehen. Man kann in institutionell gefestigteren Situationen wie in den 1950/60er Jahren beobachten, wie sich einzelne Gelehrte, Schriftsteller/-innen und andere prominente Geister ihrer Reputation bedienen, um öffentlich in politische Streitfragen zu intervenieren. Die berühmte Ursituation um 1898, in der Zolas *J'accuse* und das *Manifeste des intellectuels* erscheinen, wird meistens (noch von Pierre Bourdieu) nach diesem zweiten Muster analysiert, schließt aber ein neues Selbstbewusstsein und neue Fremdeinordnungen der Intellektuellen als sozialer Gruppe mit ein (vgl. Charle 1997). Viele andere Konstellationen sind denkbar, bis zu einer Lage, in der intellektuelle Praxis nur noch an den unscharfen Rändern professioneller Expertise gedeiht. Doch die gesellschaftlichen Pointen dieser Praxis wird man wohl nur aufschlüsseln können, wenn man fragt, welche Erfahrungen sie verarbeitet und welchen Interessen sie entgegenkommt. Und möglicherweise kann man bei solchen Rekonstruktionen selbst nicht politisch neutral bleiben, sondern lädt den Begriff der Intellektuellen mit Anerkennung oder Missbilligung auf. Hier liegen wirkliche Probleme; die Bedeutung einzelner Namen kann dagegen als sekundäre, jedenfalls intellektuellengeschichtlich variable Größe behandelt werden.

Denkmodelle als Verarbeitung gesellschaftlicher Erfahrungen

Um den Schwierigkeiten einer einseitig personen- oder interventionsorientierten Forschung zu entkommen, schlagen wir einen Ansatz vor, der Personen zwar nicht preisgibt, sie aber ebenso wenig als Ausnahmefiguren hypostasiert. Möglich wird dies durch die Analyse von gesellschaftlich motivierten und umkämpften Denkmodellen. Denkmodelle lassen sich als Verarbeitung gesellschaftlicher Erfahrungen begreifen, die einzelne Intellektuelle mit Zeitgenossen teilen. Dadurch wird einem häufig unterschätzten Umstand Rechnung getragen, den Wolfgang Ißbach (2012: 164) wie folgt zusammenfasst: »[W]as Intellektuelle produzieren, ist nicht autonom und [...] nicht rein für sich [zu verstehen].« Wenn man von Erfahrungen ausgeht, richtet sich der Blick auf die sozialen, kulturellen und politischen Voraussetzungen und Kontexte intellektueller Theorie und Praxis. Die Aura, der Charakter oder die vermeintlichen Tugenden einer Person spielen für die Analyse keine bzw. eine sehr nachgeordnete Rolle; ein Personenkult ist so gut wie ausgeschlossen.

Freilich werden Erfahrungen unterschiedlich verarbeitet und Situationen mit verschiedenen Strategien bewältigt oder genutzt, das heißt Verarbeitungsweisen, also Denkmodelle divergieren, konkurrieren und sind umkämpft. Sie können sowohl kollektiv, durch Gruppen oder Schulen, als auch durch wenige oder einzelne Individuen repräsentiert werden. Vergleiche erlauben dann zu sehen, was eine intellektuelle Praxis sachlich in die Welt gebracht hat – neue Problem-sichten, größere oder qualitativ andere Offenheit, Radikalität, Freiheit oder Reflektiertheit. Seit Karl Marx können wir die eigene Klassenposition besser einschätzen, seit Theodor W. Adorno, Günther Anders und Jean Amery klarer über Auschwitz reden, seit der Studentenbewegung mehr Politik in die Hochschule bringen, seit dem Poststrukturalismus diskursiv anders mit unserer sexuellen Identität umgehen als vor ihnen. Vergleichbare Errungenschaften werden politisch anders Denkende mit Friedrich Nietzsche, Carl Schmitt oder der negativen Freiheit des Marktes verbinden. Um es kurz zusammenzufassen: Denkmodelle, auf der Grundlage gesellschaftlicher Erfahrungen, sind eine (oft neuartige) charakteristische Verbindung intellektueller Problematierungen, Positionierungen und Äußerungsformen. Sie ermöglichen es, intellektuelle Theorie und Praxis als zeitlich, kulturell und politisch kontextualisierte Form des Denkens und Handelns zu interpretieren. Aus diesem Grund ist die Analyse von Denkmodellen aus unserer Sicht gerade für eine historisch informierte Intellektuellensoziologie gewinnbringend: Denkmodelle früherer Zeiten können mit den gegenwärtigen gesellschaftlichen Erfahrungen und Kontexten konfrontiert und auf ihre Brauchbarkeit, das heißt Aktualität befragt werden.

Zur Konkretisierung sei abschließend der Versuch erlaubt, einen Intellektuellentypus und ein Feld von Denkmodellen zu benennen, die aktuell und in näherer Zukunft eine größere Rolle spielen könnten. Während die viel diskutierten Medienintellektuellen, Expert/-innen und Professor/-innen im Nebenberuf zumeist doch mit ihrem persönlichen kulturellen Kapital arbeiten, könnte das Muster der Anonymität auf eine Gruppierung passen, für die Autoren wie Antonio Negri, Maurizio Lazzarato und Paolo Virno den Begriff geprägt haben: Massenintellektuelle. Die genannten Postoperaisten meinen damit eine sehr große und für unsere Zwecke zu große Gruppe, nämlich prinzipiell alle, die heute immaterielle (und besonders kognitive) Arbeit leisten. Für sie schafft diese Arbeit in Diskursen, Affekten und sozialen Beziehungen den Wert, den die Profiteure des Wissenskaptalismus (von Google und Facebook bis zu Immobilienbesitzern in Szenevierteln) nur noch abschöpfen müssen. Interessanter wird die Lage jedoch, wenn man betrachtet, wie viel *unbeschäft-*

tigtes, weder kommerziell noch staatlich genutztes Wissen und Können in den grob benannten Feldern entsteht. Selbst wenn die Wort-, Bild- und Tongestalter, sozial- und geisteswissenschaftlich Gebildeten der Gegenwart mehrheitlich bessere Jobs finden, als ihr Studium vermuten lässt – große Bestände ästhetischen, reflexiven, kritischen und selbst technischen Potenzials werden nirgends verwertet. Alle diejenigen, die dieses Potenzial abseits von Schule und Hochschule, Kultur- und Werbeindustrie, Management und Unternehmensberatung zum Einsatz bringen, agieren ansatzweise als Massenintellektuelle. Sie fangen mit ihrem institutionell geschulten Geist fast gezwungenermaßen etwas sozial nicht Vorgesehenes an: in Blogs und Online-Zeitschriften, theoretisch-politischen Diskussionsnetzen, der Aushandlung ihrer Nahbeziehungen und Anderem mehr.

Unser Analyseraster macht allerdings auch deutlich, weshalb es (noch) schwerfällt, diese mögliche neue Formation sozialtheoretisch zu fassen: Ein charakteristisches Denkmodell der postakademischen Massenintellektuellen ist bisher nicht erkennbar. Gemeinschaftsgüter oder Commons kommen in Frage, fallweise regt sich Opposition zu einem immer weniger versprechenden ökonomischen Wachstumszwang, eine Rebellion gegen universalisierte Kontrolltechniken und nachwachsende Hierarchien wäre vielleicht an der Zeit, faktisch werden alle möglichen Sorten von Glauben erneuert – doch verbindende Muster einer neuen Intellektualität können wir nicht erkennen. Vielleicht müssen wir warten, bis sie sich im Rückblick zeigen, vielleicht braucht es doch einfallreiche Einzelne, vielleicht ist sachliche Diffusität der gesellschaftlichen Situation angemessen. In jedem Fall hat eine gegenwärtige Intellektuellenforschung, die den Abschied vom Personenkult ernst nimmt, ähnlich große Aufgaben wie die Individuen in ihrem Gegenstandsbereich.

Literatur

- Charle, Ch. 1997: Vordenker der Moderne. Die Intellektuellen im 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Fischer.
- Collins, R. 2003: Über die Schärfe in intellektuellen Kontroversen. *Leviathan*. Berliner Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 31. Jg., Heft 2, 258–284.
- Eßbach, W. 2012: Wer war Marx? Bilder eines Intellektuellen. In R. Faber (Hg.), Was ist ein Intellektueller? Rückblicke und Vorblicke. Würzburg: Königshausen+ Neumann, 163–181.
- Eyal, G., Buchholz, L. 2010: From the sociology of intellectuals to the sociology of interventions. *Annual Review of Sociology*, Vol. 36, 117–137.
- Foucault, M. 1977: Die politische Funktion des Intellektuellen. *Dits et Ecrits*, Bd. III, 1976–1979. Herausgegeben von D. Defert und F. Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 145–152.
- Germer, H. et al. 2013: Intellektuelle Deutungskämpfe im Raum publizistischer Öffentlichkeit. *Berliner Journal für Soziologie*, 23. Jg., Heft 3–4, 511–520.
- Gramsci, A. 1932: Aufzeichnungen und verstreute Notizen für eine Gruppe von Aufsätzen über die Geschichte der Intellektuellen. *Gefängnishefte*, Bd. 7, Hefte 12 bis 15. Herausgegeben von K. Bochmann et al. Hamburg: Argument, 1495–1532.
- Habermas, J. 1987: Heinrich Heine und die Rolle des Intellektuellen in Deutschland. Eine Art Schadensabwicklung. *Kleine politische Schriften VI*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 27–54.
- Lepsius, R. M. 1964: Kritik als Beruf. Zur Soziologie der Intellektuellen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 16. Jg., Heft 1, 75–91.
- Lyotard, J.-F. 1985: Grabmal des Intellektuellen. Wien: Passagen.
- Moebius, S. 2010: Der Medienintellektuelle. In S. Moebius, M. Schroer, M. (Hg.), *Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart*. Berlin: Suhrkamp, 277–290.